

Ladislav ~~Pa~~*lf*
Wiener Blut

Aus dem Slowakischen von Gustav Just

Mandelbaum Verlag Wien

Vorwort

»Wiener Blut« ist die Fortsetzung des Schicksals von Korporal Matusch Zraz, das deutschsprachige Leser im Roman »Amenmaria«, 1989 in der DDR erschienen, verfolgen konnten.

Nach dem Machtantritt Hitlers in Deutschland und der nachfolgenden Zerschlagung der Tschechoslowakei im März 1939 entstanden der Slowakische Staat und das Protektorat Böhmen und Mähren. Der Slowakische Staat begann, seine eigene Armee in einer Stärke von 300.000 Mann aufzubauen, mit Deutschland schloss er einen Vertrag über Schutz und gegenseitige Hilfe. Der Generalstab der Slowakischen Armee richtete ein geografisches Institut ein, in dem zukünftige Kartografen ausgebildet wurden. Einer davon war auch der Autor des vorliegenden Buches, zugleich Vorbild für den Helden Matusch Zraz.

Mit sechzehn Jahren trat Zraz als Schüler in dieses Institut ein, als Neunzehnjähriger geriet er an die Ostfront, auf die Krim, wo er als Kartenzeichner eingesetzt war. Nach dem Ausbruch des Slowakischen Nationalaufstandes im Sommer 1944, der ihn in Rumänien ereilte, entwarffneten die Deutschen alle Slowaken. Einige Tausend wurden gefangen genommen. Korporal Matusch landete in einem Gefangenenlager in Siebenbürgen. Von dort brachten die Deutschen die slowakischen Gefangenen in deutsche und österreichische Lager, Korporal Matusch kam nach Kaisersteinbruch bei Bruck an der Leitha, von dort in das bombardierte Wien. Er bewegte sich nun nicht mehr auf freiem Feld, sondern in einer Großstadt, wo er, ge-

meinsam mit seinen Kameraden, zu Beseitigung von Bombenschäden, der Rettung von Verschütteten und der Bestattung der Bombenopfer herangezogen wurde.

Zu Kriegsende trieben die Deutschen die Arbeitskompanie, der auch Zraz angehörte, in Richtung Westen, das eigentliche Kriegsende erlebte er in der Umgebung von Korneuburg. Zurück in die Heimat ging Zraz zu Fuß, dort diente er noch einige Monate in der neuen tschechoslowakischen Armee.

Seine Erlebnisse, die Leiden, das Spiel mit dem Tod, verarbeitete der Autor in zwei Romanen. Den ersten, »Amenmaria« übersetzte Gustav Just 1970 in der DDR. Neunzehn Jahre lang erlaubte das Prager Ministerium für Kultur den Deutschen nicht, das Buch zu veröffentlichen, weil die Werke des Autors in der Tschechoslowakei verboten waren. Er hatte sich gegen die Okkupation der CSSR im Jahre 1968 ausgesprochen.

Nach vielen Jahren kann nun, wiederum dank der Arbeit des Übersetzers Gustav Just, der »Wiener Teil« des Werkes einem deutschsprachigen Publikum erschlossen werden. An dieser Stelle danke ich auch Herrn Michael Baiculescu, der mit seinem Verlag eine Veröffentlichung möglich gemacht hat.

Ladislav Paľkf
Bratislava, 21.1.2004

Ostbahnhof.

Der Bahnhof ist fast leer und zur Hälfte von Bomben zerstört. Eine halbrunde Konstruktion mit zerschossenen Glasscheiben steht noch. Man hat uns auf einem Nebengeleis abgestellt. Auf der Laderampe läuft ein Dutzend bewaffneter Soldaten hin und her. Volkssturm oder Reservisten der Wehrmacht. Die Stimme des Hauptmanns dringt in unseren Waggon. Auch sein langsamer, dröhnender Schritt ist zu hören.

»Eins! Zwei! Drei und dieser ... der vierte Waggon! Aufmachen! Aber schnell! Feldwebel, nehmen Sie den ersten Waggon! Spieß, den zweiten! Unteroffizier Kaczmarek, den dritten! Und Sie, Herr Oberleutnant, nehmen Sie bitte den vierten Waggon!«

Stiefelabsätze knallen, die Waggons sind aufgeteilt. Die Schlüssel verteilt der Hauptmann selbst, und dann ... die Schlösser krachen, die Türen knirschen, die Viehwagen gehen auf, und die ruhmreiche slowakische Armee besetzt Wien.

Wir sind schlechte Soldaten. Zerknüllte Mäntel, zerfurchte blasse Gesichter, die Soldaten wollen sich nicht herrichten, ihnen liegt nicht dran, nur die Blusenkragen knöpfen sie zu, denn es ist kalt, einige mummeln sich ein bis zu den Ohren wie Zivilisten. Meine Knochen fühlen sich an, als wären sie gebrochen, aber der Blick auf den Bahnhof, auf die riesigen Gebäude ringsum erfrischt mich. Die Soldaten springen wie Kinder von den Waggons, manche lassen sich im Sitzen herunter, zuerst strecken sie die Beine aus, dann rutschen sie auf dem Hintern über die Waggonkante. Die Rucksäcke halten wir in den Händen. Wir haben uns an sie gewöhnt wie an Körperteile. Im Rucksack ist alles, Decke, Hemd, Unterhose. Viel ist uns nicht geblieben, manche haben nicht einmal mehr einen Rucksack, manche kei-

nen Mantel. Andere haben zwar einen Mantel, aber keine Feldbluse. So siehst du aus, ruhmreiche slowakische Armee! Wo ist dein dröhnender, militärischer Schritt?

»Da antreten! Hallo! Verstehts net? Tady nastupit!¹ Vor mich!«

»Nazdar² Bruder!« Mit diesem Grußwort tschechischer Patrioten antwortet ein Witzbold auf das Sprachgemisch des Feldwebels aus Wiener Dialekt und holprigem Tschechisch. Der Feldwebel grüßt zurück: »Nazdar, du Mistkerl, verdammter Schlawiner!«

Die ganze verzagte Schar lacht, die Gesichter glätten sich.

»Ein sympathischer Kerl ist das, ein alter Furzer, aber er versteht Spaß, meinst du nicht auch?«

»Ja, ganz meine Meinung.«

Noch weiß ich nicht, wie der groß gewachsene, gebeugte Reservist mit dem pickligen Gesicht heißt, er sieht passabel aus. Das große Haupt des kleinen Österreich ist ungekämmt, zerschrammt. Man hat es geprügelt. Den Feldwebel hat die österreich-ungarische Regierung übrig gelassen. Wenn er nicht im Ersten Weltkrieg einen tschechischen Zug kommandiert hat, dann ist sein Vater vielleicht in Prag geboren und war »Amtsperson« unter Franz Josef.

»Tady nastupit! Alle antreten! Sakra, Ordnung! Keine Putsch! Slowaken, versteht ihr?«

Wir sind Soldaten, Alterchen, uns braucht man nicht lange anzuschreien.

Die Waggonen sind gähnend leer. Der dicke Oberfeldwebel, den der Hauptmann »Spieß« nennt, wirft noch einen letzten Blick hinein.

Die Arbeitskompanie ist angetreten. Ihr Herrscher spaziert zufrieden auf und ab, bleibt stehen, betrachtet die Sklaven, will sich versichern, dass er ein gutes Geschäft gemacht hat. Der Spieß zählt die Sklaven, kontrolliert die Zahl noch einmal, der Feldwebel meldet dem Spieß, der Spieß dem grauhaarigen Oberleutnant, und dieser meldet mit näselnder Stimme dem Hauptmann: »Zweihundert, Herr Hauptmann.«

»Zweihundert slowakische Kriegsgefangene ... Gut, stimmt!«

Der Oberleutnant lächelt, das Gesicht des Hauptmanns bleibt versteinert. Die Pickel auf seinen Wangenknochen haben sich scheinbar vergrößert. Der Hauptmann, der Oberleutnant und der dicke Oberfeldwebel gehen ab. Unser Oberkommandant bleibt also der alte Feldwebel. Er schlägt vor der angetretenen Kompanie sein Wasser ab, zehn, zwanzig Stimmen rufen: »Nazdar!«

»Nazdar, Jungs! Aber ticho!³ Ich bin Feldwebel Zita. Ihr habt zu gehorchen, eins, zwei ... Ich vorwärts und ihr mir nach ... verstanden?«

Ja, alles verstanden. Die Befehle gehen uns auf die Nerven, aber die Stimmung ist zumindest ein bisschen fröhlicher als zuletzt. Gute Laune ist wirklich genauso wichtig wie ein Stück Brot. Wie viele Monate habe ich nicht gelacht?

Wir marschieren los. Die Straße, Menschen ... das ist Balsam für meine Seele. Endlich sehe ich Häuser, nicht nur Baracken, Autos, Straßenbahnen, Frauen, Kinder, Jungen auf

¹ Hier antreten!

² Servus

³ Ruhe

Fahrrädern. Ein Spediteur treibt seine schweren, vor einen großen Umzugswagen gespannten Pferde an, mit der Peitsche grüßt er unseren Feldwebel wie mit einem Säbel. Einer von uns grüßt zurück. »Nazdar!« Der Fuhrmann auf seinem hohen Sitz beugt sich vor und schaut uns lange an. Einem kleinen hinkenden Posten gefällt unser Geschrei nicht. In einem unverständlichen, gestotterten Deutsch ruft er uns etwas zu. Sein Gesicht ist böse, scharf wie ein Rasiermesser, seinen Dienst nimmt er ganz ernst. Der krummrückige Unteroffizier Kaczmarek zeigt auf seinen Mund, wir sollen schweigen, aber sein Gesicht bleibt freundlich. Die Gefangenen lesen laut den Straßennamen: »Rennweg!«

»Schuster Kropatschek« steht auf einem Firmenschild. Das vertreibt jeden dunklen Gedanken. Auf der anderen Straßenseite bieten der Tischlermeister Nowotny und sein Nachbar Johann Dobrik Säрге und Grabsteine an. Wo sind wir, Jungs, in Prag oder in Bratislava? Da ist der Laden »Popowitsch« und dort das Gasthaus von Heinrich Krizanek. Wir sind zuhause, Jungs! Die Angst vor dem Lager ist verflogen, die Namen auf den Firmenschildern haben wir aufgesogen, ebenso das »Nazdar« des Feldwebels, die Peitsche des Fuhrmanns und auch die Blicke aus den Gesichtern der Wiener Frauen.

Wieder grüßt ein älterer Herr den Feldwebel. Wieder ruft einer, diesmal gar nicht witzig: »Nazdar!« Der alte Herr auf dem Gehsteig zuckt zusammen, tritt auf uns zu und sagt: »Nazdar!« Aber er zittert dabei am ganzen Leib. Ist er erschrocken oder nur aufgeregt? Unser Marsch durch Wien ist peinlich und lächer-

lich. Wir halten weder Schritt, noch können wir unsere Mäuler halten, laut wie Schulanfänger lesen wir die tschechischen, jugoslawischen und polnischen Namen auf den Firmenschildern. Jeder von uns möchte jemanden grüßen, jeder, der weiß, was »nazdar« oder »ahoj«⁴ bedeutet, ist uns nahe. Wir sind Kinder, Dörfner, zutrauliche Slowaken, die in Wort und Namen gleich auch Ihresgleichen sehen. Wir bilden uns ein, dass ganz Wien uns beobachtet. In Wirklichkeit nimmt uns niemand wahr, niemand sieht uns. Solche wie uns sehen die Wiener jeden Tag zur Genüge. Uns scheint es schon menschlich, dass zwischen ihnen und uns kein Stacheldraht ist, dass die Menschen auf der Straße keine Maschinenpistolen tragen. Dass wir bewacht werden, dass wir gehen müssen, wohin man uns führt, daran denken wir jetzt nicht.

Auf der linken Seite der Simmeringer Hauptstraße ist ein Bahnhof. In den abgestellten Waggons hört man Rinder. Ihre Stimmen klingen schmerzvoll, fast menschlich, uns nahe. Das Vieh hat man, so wie uns, aus der Ukraine gebracht, oder aus Rumänien, kann sein aus Ungarn, oder man hat es den Serben oder Slowenen gestohlen, aber es können auch Rinder aus der Ostslowakei sein. Auch ihnen gibt man, so wie uns, nichts zu trinken und zu fressen, das Vieh in den Waggons rumort, brüllt, stampft mit den Hufen und schlägt mit den Hörnern an die Wände. Und plötzlich bin ich wieder Hirte, fühle mit Tieren, bin zu Hause, sehe die Mutter mit der vollen Milchkanne aus dem Stall kommen. Welche Farbe hatte das Fell unserer Rosi? Ihre Hörner waren dünn und nach vorne gewachsen wie bei einem spanischen Stier. Der Schritt des Feldwebels ist der eines

⁴ Tschüss

Kutschers, eines alten Mannes. Ich schaue auf seine Schnürschuhe, auf die umwickelten Hosen. Alt bist du, Feldwebel, fast ein Greis. Woran denkst du, Kommandant? Spielst du den Soldaten nicht nur, wie ein kleiner Junge? Er schaut sich um, die schwarzen Augen bohren sich in die erste Fünferreihe, er öffnet den Mund, will etwas rufen, aber der Kopf hat es sich überlegt und die Füße schreiten weiter. Jetzt schreit er doch:

»Maul halten, Schritt halten!«

Er spielt Soldat.

Ich kaue seine Worte im Mund und im Gehirn wieder, übersetze, was ich weiß, und der Feldwebel verheimlicht nicht mehr, dass ihm das Soldatspielen Spaß macht. Gut, Alterchen, wir spielen mit, wir werden Maul und Schritt halten.

Die Stadt hat sich mit der Verrücktheit des Himmels angesteckt. Zuerst heult und wimmert ein Haus, dann weint die ganze Straße, schon heult der neunte, der zehnte und elfte Bezirk, ganz Wien schreit kläglich um Hilfe. Die Leute hasten aus den Häusern, die Straßenbahnen bleiben stehen, die Autos verstecken sich vor den Toren, springen auf die Gehsteige, schmiegen sich an die Hauswände. Einige fliehen wie Käfer auf bekannten Pfaden in ihre Löcher oder hinaus aus der Stadt. Kinder weinen, Frauen zerren sie an den Händen, tragen sie, auf ihren schweißnassen Gesichtern sitzt der Krampf des Entsetzens. Alte Männer schleppen sich zwischen den Flüchtenden dahin, behindern die halb uniformierten für Reich und Krieg Diensttuenden, und klopfen mit den weißen Blindenstöcken,

die einen kraftlos, die anderen nervös, über die Randsteine und an die Haustüren.

Unsere Kompanie wogt durcheinander, bleibt stehen, wir treten von einem Fuß auf den andern, die Ordnung zerbricht, die Gefangenen möchten den Fliehenden nacheilen. Seine Angst überwindet nur einer, weil er kühn ist, losläuft, nur Winkelbauer, dieser schusslige Bursche, Einberufungsjahrgang 43, nur ein Jahr älter als ich. Ein Wachposten packt ihn am Rucksack, zwei andere an den Händen, sie führen ihn zurück, beschimpfen ihn, aber Winkelbauer zeigt nach oben Richtung Himmel. Flugzeuge sind im Anflug. »Alles kaputt! Kaputt!« schreit Winkelbauer, sein Gesicht ist angstverzerrt. Der Feldwebel gibt Winkelbauer drei Ohrfeigen, um ihn aus dem Angstanfall aufzuwecken. Der Feldwebel ist vor Müdigkeit und Aufregung rot angelaufen.

»Du Trottel! Du musst hinter mir marschieren! Rosumisch?⁵ My vschichni⁶ müssen zusammen in Deckung! Verstanden?«

Niemand schreit »Nazdar«, alle suchen Deckung. Im Lager in Kaisersteinbruch haben wir auch Sirenen gehört, auch das Brummen von Flugzeugen, auch Bombeneinschläge, aber das war weit weg. Die Angriffe haben nicht uns gegolten. Wir waren sicher, dass die Engländer und Amerikaner wussten, dass im Stammlager XVII A auch ihre Soldaten eingesperrt waren, dass sie uns nicht bombardieren würden. Aber hier? Wien ist die zweite Stadt des Reichs. Slowaken stehen in Fünferreihen auf der Straße. Hier sind wir einfach nur Soldaten. Die Flieger pfeifen auf die Straßen, sie pfeifen drauf, welche Soldaten dort ste-

⁵ Verstehst du?

⁶ wir alle